

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten.

Nummer 17

Sonntag, den 19. März 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 19. März: Joseph. **Montag, 20. März:** Eugen Wolfram.
Dienstag, 21. März: Benedikt. **Mittwoch, 22. März:** Benvenutus. **Donners-
tag, 23. März:** Victorian. **Freitag, 24. März:** Verta. **Samstag, 25. März:**
Maria Verkündigung.

Zweiter Fastensonntag

Evangelium des hl. Matthäus 17, 1—9.

In jeder Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt; und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias; die redeten mit ihm. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns; willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; diesen sollt ihr hören! Da die Jünger dies hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein. Und da sie von dem Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget niemanden dieses Gesicht, bis der Sohn des Menschen auferstanden sein wird.

*

Der Herr erhörte das Gebet der Eheleute Elana und Anna und schenkte ihnen einen Sohn, und sie nannten ihn Samuel, was soviel heißt wie „der von Gott erbetene“. Als der Knabe einige Jahre alt war, brachte ihn Anna hinauf zum Silo zum Hohepriester Eli, damit er dort, so wie sie gelobt hatte, dem Herrn im Heiligtum diene. Und der Knabe ward ein Diener vor dem Angesichte des Herrn, unter den Augen Elis, des Priesters.

So berichtet das erste Buch der Könige. Ist das nicht merkwürdig? Anna betet jahrelang um Kindersegen, und als Gott ihr Gebet erhört und ihr einen Sohn schenkt, da genießt sie nur etwa drei oder vier Jahre den Umgang mit ihrem Kinde, und dann gibt sie es wieder hin, stellt es dem zur Verfügung, von dem sie es erhalten. Welch hohe Auffassung bekundet doch diese israelitische Frau von der Ehe und ihrem Segen! Kindersegen — Gottessegen, das ist die christliche Vorstellung. In jedem Kinde, das Gott den Eheleuten schenkt, erblickt der christliche Vater und seine gleichgesinnte Gattin vornehmlich das Ebenbild Gottes, das berufen ist, den Namen Gottes und damit seine Ehre und Verherrlichung weiterzutragen. Der Segen Gottes liegt darin, daß die Eltern für die Mühe, die sie aufwenden, um das Kind für seinen Beruf — Verherrlichung Gottes — zu erziehen, von Gott belohnt werden. Denn Gott erweist sich dankbar für jede Tätigkeit, die darauf hinausläuft, ihn zu verherrlichen und seine Interessen zu fördern.

Es ist indessen nicht unchristlich, wenn Eltern sich Kinder wünschen, um dereinst an ihnen eine Stütze im Alter zu haben, oder um das väterliche Geschäft weiter zu führen und den Wohlstand des Hauses und der Familie zu mehren, oder um die Familie fortzuführen, Ehre und Ansehen mit ihnen zu erlangen. Nur darf diese Absicht nicht vorherrschen. Sie muß an zweiter Stelle stehen. Sieht Gott, daß Eltern ihre Kinder nur für sich haben wollen, nur für irdische Interessen erziehen, dann weiß er schon Mittel und Wege zu finden, daß das oberste Gesetz der Schöpfung, die Ehre und Verherrlichung Gottes, doch erreicht wird. Daß dann ein gewaltfamer Eingriff Gottes in das Familienleben notwendig wird, ist klar. Gott handelt wie der Arzt, der, um das Leben des Kranken zu retten, eine Operation, also ein gewaltfames Einschreiten für unerlässlich hält. Das tut freilich weh und schmerzt, ist aber der einzige Weg zur Heilung.

Nicht immer ist es verkehrte Erziehung, die Gott zum Einschreiten veranlaßt. Wenn wir an die Tausende von heldenhaften Jünglingen denken, die aus den besten Familien mit der besten Erziehung stammen und doch in der Blüte des Alters von Gott in seinen himmlischen Garten verpflanzt wurden, dann versagt

sonst Grund. Und doch hat Gott in unendlicher Liebe und in

höchstem Interesse der trauernden Eltern gehandelt. Wofür erziehen doch die Eltern? Für Gott; sie wollen aus ihren Kindern dereinstige Bewohner des Himmels machen. Und dieses Ziel ist erreicht. Mit dem Heldentod ihres Sohnes haben die Eltern ihr Werk abgeschlossen. Die Frucht war reif, und der himmlische Gärtner hat die reife Frucht in seine Scheune gesammelt. Wenn die Eltern nun in tiefer Beklammernis fragen: Warum so früh? Konnte die Frucht nicht noch etwas hängen bleiben und ihre Besitzer erfreuen? dann antworte ich: Gott, der die Blume gepflanzt, kennt genau das Wachstum, die Art und Weise, wie, unter welchen Bedingungen, in welchem Boden sie am besten fortkommt. Ihm ist auch genau bekannt, daß glühender Sonnenbrand, steinigter Boden, gefräßige Tiere eine zarte Pflanze über Nacht zum Absterben bringen können. Sein allsehendes Auge schaut in die Zukunft, wohin keines Menschen Auge dringt. Wieviele Möglichkeiten liegen doch vor, daß ein junger vielversprechender Mann in seinem späteren Alter abgelenkt und auf gefährliche Bahnen gedrängt wird, die ihn dem zeitlichen und ewigen Verderben zuführen. Handelt da nicht Gott im besten Interesse des jungen Mannes wie seiner Eltern, wenn er ihn wegnimmt aus den Fährnissen dieses Lebens und ihn dahin versetzt, wo doch dereinst sein endgiltiger Platz sein soll und wo keine Versuchung ihn mehr ansieht!

Als Anna, die Mutter Samuels, den Beruf ihres Sohnes erkannte und sah, daß sein Platz im Heiligtum des Herrn war, zogerte sie keinen Augenblick, den Willen des Herrn zu erfüllen. Sie machte sich auf und brachte den Knaben nach Silo zum Hohepriester Eli, damit er dort für den Dienst Gottes erzogen werde. Und Anna betete daselbst und sprach: „Es frohlocket mein Herz in dem Herrn; es erhöht sich mein Horn (meine Stärke) in meinem Gott; es tut sich auf mein Mund über meine Feinde, denn ich freue mich in deinem Heile. Es ist niemand heilig wie der Herr, denn es ist keiner außer dir, und niemand stark wie unser Gott. Häufet nicht, euch rühmend, hohe Reden; es weiche das Alte von eurem Munde, denn ein Gott des Wissens ist der Herr, und vor ihm liegen offen die Gedanken. Der Bogen der Starken ward überwunden, und die Schwachen wurden gegürtet mit Kraft. Die satt waren ehevor, verdingten sich um Brot, und die Hungrigen sind gesättigt, sodas die Unfruchtbare sehr viele Kinder gebiert, und die viele Kinder hatte, schwach ward. Der Herr tötet und belebt, führt in die Hölle (in großes Elend) und wieder heraus. Der Herr macht arm und reich, erniedrigt und erhöht. Er hebet aus dem Staube den Dürftigen, erhöht aus dem Kot den Armen, daß er sitze bei den Fürsten, und den Stuhl der Herrlichkeit einnehme. Denn des Herrn sind die Besten der Erde, und er hat den Erbkreis darauf gegründet. Er wird behüten die Füße seiner Heiligen, und die Gottlosen werden verstimmen in der Finsternis, denn nicht durch eigene Stärke ist stark der Mensch. Den Herrn werden fürchten seine Feinde, aber sie wird er donnern im Himmel. Der Herr wird richten die Enden der Erde, und die Herrschaft geben seinem Könige, und erhöhen das Horn seines Gesalbten.“ Die Ähnlichkeit mit Marias Lobgesang „Hoch preiset meine Seele den Herrn“, fällt sofort auf. Manche Wendungen sind völlig übereinstimmend. Die Veranlassung beider Gesänge ist eben die gleiche, nämlich der Dank der beiden Frauen für die erwiesene große Gnade, daß ihnen Gott einen Sohn geschenkt, der zu einem hohen Amt berufen sein sollte.

Gott ist gerecht, das ist der Inhalt von Annas Lobgesang. Er schaut nicht auf das Ansehen der Person, und um Großes in der Welt durchzuführen, erwählt er oft das Kleine und Unansehnliche; wie der Apostel sagt: „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen; und das Geringe vor der Welt, und das Verachtete, und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichts zu machen, damit kein Mensch sich vor ihm rühme.“ (1. Kor. 1, 27—29.) Er ist der Allmächtige und Alleinherrschende im Himmel wie auf Erden, er weiß seinen Willen immer durchzusetzen. Er verleiht Kraft und Weisheit und läßt seine Diener nicht untergehen. Ist das nicht ein Gebet, geschaffen wie für unsere Tage der Not und Heimsuchung! Auch ein minder starkes Heer vermag über weit mächtigere Gegner den Sieg davonzutragen, wenn Gott mit ihm ist und seinen Führern Einsicht und Weisheit verleiht. Des Volkes aber ist es und der Kämpfer, sich dieses Bestandes Gottes würdig zu machen durch ein sittenreines, geläutertes Leben, durch Gottesfurcht, durch Güte und Erbarmen und jegliche Nächstenliebe. Die Tapferkeit ist unerlässlich für den Soldaten. Sie macht es aber nicht allein aus. Denn

und höchsten Stunden. Nun unheil aber wird dem Menschen sein Dessen, wenn er dieses rechte Maß außer acht läßt, wenn er zu viel oder zu wenig hofft; in dem ersten Falle redet man von Vermessenheit, im zweiten von Verzweiflung.

Die Vermessenheit beginnt mit dem Selbstvertrauen. Doch gibt es auch ein Selbstvertrauen, das nur eine Seite der Hoffnung ist. Ein solches Selbstvertrauen spricht aus den Worten des hl. Paulus: „Ich kann alles in dem, der mich stärkt!“ (Phil. 4. 13.). „Wer wird uns also scheiden von der Liebe Christi? Trübsal? Oder Angst? Oder Hunger? Oder Blöße? Oder Gefahr? Oder Verfolgung? Oder Schwert? ... Aber in all diesem überwinden wir um dessen willen, der uns geliebt hat. Denn ich bin versichert, daß weder Leben noch Tod, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserem Herrn!“ (Röm. 8. 35 ff.)

Eine ganz andere Sprache führte einmal St. Petrus. Als der Heiland am Oelberge trauernden Herzens den Abfall aller seiner Jünger voraus sagte, sprach Petrus in unbegründetem Selbstvertrauen: „Und wenn dich alle verlassen, ich werde dich nicht verlassen!“ Und dieses hochmütige Selbstvertrauen, das sich über alle anderen stellte, führte Petrus in die Gefahr hinein, wurde zur Vermessenheit und endete in der schmachvollen, dreimaligen Verleugnung.

Die Vermessenheit äußert sich zunächst darin, daß der Mensch glaubt, er könne sein Heil ohne den göttlichen Gnadenbeistand wirken. Damit tritt der Vermessene dem Heilands Worte: „Ohne mich könnt ihr nichts!“ schnurstracks entgegen. Gerade weil der Apostelfürst auf sich allein vertraute, und selbst als der Meister ihn zum demütigen Anschluß an seine Gnade bringen wollte, diese gleichsam zurückwies und von neuem seine eigene Kraft betonte, fiel er so schmachvoll. Und jeder, der Petrus in diesem unbegründeten Selbstvertrauen folgt, wird ihm auch im Falle folgen müssen. Doch diese Art Vermessenheit ist selten, öfter stößt man auf jene, die weit gefährlicher ist, die sich in den Worten äußert: „Kann's ja wieder leichter!“ — „Gott ist barmherzig! Jetzt noch nicht, auf dem Sterbebette werde ich mich schon bekehren!“ So spricht nur einer, der mit dem Allerhöchsten und mit dem Allerwichtigsten ein freventliches Spiel treibt. Das heißt doch mit Gott, in dessen Hände zu fallen, nach des Apostels Wort so schrecklich ist, seinen Spott treiben. Das heißt den, von dessen Gult allein unsere Begnadigung abhängt; den, der nur durch sein Erbarmen uns retten kann, sich zum Rächer zwingen. Und kein Mensch, auch du nicht, lieber Leser, würde sich eine solche Behandlung gefallen lassen. Und Gott sollte es?!

Ein Vermessener handelt deshalb höchst unvernünftig. Der hl. Abte Arsenius wurde in einem treffenden Bilde diese Unvernunft gezeigt. Als er einst in seiner Zelle saß, hörte er eine Stimme, die zu ihm sprach: „Komm, Arsenius, ich will dir die Werke der Menschen zeigen!“ Nun sah der Heilige unter anderem, einen Mann, der Holz fällte und selbes in Bündel zusammenlegte und auf seine Schultern zu heben suchte. Doch wegen der Schwere vermochte er das Bündel nicht zu heben. Anstatt nun Holz wegzunehmen, um die Bürde leichter zu machen, ging er hin, fällte noch ein paar Stämmchen und legte sie zu den schon abgeschlagenen. Da wunderte sich Arsenius über die Torheit des Menschen, der eine so mühevolle und vergeßliche Arbeit unternahm. Die Stimme aber sprach zu ihm: „Dieser Mensch sinnbildet alle jene, die mit vielen und großen Sünden belastet sind; wenn es sich aber um Besserung handelt, wollen sie nichts davon wissen, häufen vielmehr neue Sünden auf und sündigen in ihrer Vermessenheit so fort, bis sie endlich von der Größe und Schwere ihrer Sündenlast in den Abgrund der Hölle gezogen werden!“

Der Vermessene, der seine Bekehrung auf die Todesstunde verschiebt, handelt nicht nur töricht, er setzt sich auch der lastigen Gefahr aus, dann nicht begnadigt zu werden; selbst wenn wir von der Herausforderung der göttlichen Gerechtigkeit absehen.

Für die Stunde, die selbst dem Gerechten Schauer und Schrecken einflößt, für die Stunde, wo es selbst dem Tugendhaften schwer wird wegen des letzten höllischen Angriffes vor dem Falle bewahrt zu bleiben, behält sich einer das wichtigste Geschäft des Lebens vor, der sein Lebenlang die Bahn der Sünde ging, der im Sündigen so stark, in der Ueberwindung aber so schwach wurde. Dann will der Vermessene eine Riesearbeit leisten, wenn Geist und Leib am schwächsten sind! Und die Hilfe Gottes hat er sich im Leben nicht verdient, nicht einmal durch das Geringste, den Willen, sich zu bekehren; dies Geringste hat er sogar fürs Leben ausgeschloffen. So sein Heil wirken wollen, heißt auf ein außerordentlich großes Wunder rechnen, eine neue Vermessenheit, die dem hartnäckigen, dem leichtfertigen Sünder am schlechtesten ansteht.

Das ist nicht der Weg zur Gnade, sondern die Bahn zum Verderben, zur Verwerfung von dem, der zwar unendlich langmütig ist, der sich aber auch den unendlich Heiligen und Gerechten nennt. Ein solcher Mensch sollte das Wort der Schrift bedenken: „Sage nicht: Ich habe wohl gesündigt, aber was ist mir Leids widerfahren? Denn der Höchste ist ein langmütiger Vergeltter. Sei nicht ohne Furcht über die nachgelassene Sünde und häufe nicht Sünde auf Sünde! Und sage nicht: Die Barmherzigkeit des Herrn ist groß, er wird mir die Menge meiner Sünden

aber auch sein Born, und sein Born steht auf die Sünden. Säume nicht, zum Herrn dich zu bekehren und verschieb es nicht von einem Tage zum anderen! Denn plötzlich kommt sein Born und wird zur Zeit der Rache dich verderben!“ (Sir. 5. 8, 9.)

Die Verzweiflung hofft zu wenig; sie ist der Selbstmord des geistlichen Lebens. Einer Art Verzweiflung gibt sich der Mensch hin, der im Kampf des Lebens der göttlichen Gnade mißtraut, von ihr nicht die erforderliche Hilfe in den Versuchungen und Prüfungen erwartet; ein solcher macht gewissermaßen einen Selbstmordversuch an seiner Seele. Doch die eigentliche Verzweiflung, die sich in direktem Widerspruch mit der christlichen Hoffnung setzt, besteht darin, daß man die Verzeihung der Sünden, die Erreichung der ewigen Seligkeit für unmöglich hält. Wie unsinnig dies ist, zeigt dir alles, was du hier über die Hoffnung gelesen hast. Der hl. Chrysostomus hat über den Psalm 50, den sogenannten Dusspsalm, eine Predigt gehalten; sie enthält Stellen, die allen, die von der Versuchung zur Verzweiflung geplagt werden, ein wahres Gottes-Wort sein müssen: „O unermessliche Barmherzigkeit des Herrn! Als die ganze Welt in Sünden lag, kam der Herr der Welt und brachte uns die Erlösung, auf daß ja fürderhin keiner mehr verzweifeln. Bist du ein Sünder, denke an den Zöllner; bist du unrein, denke an die sündige Magdalena; bist du ein Mörder, blide auf den reutigen Schächer; bist du ein Gotteslästerer, erinnere dich an Paulus. Betrachte diesen Apostel des Herrn! Vorher ein Verfolger, danach ein Fährer; vorher ein Verderber, danach ein Retter; vorher ein Unkraut, danach ein Weizen; vorher ein Wolf, danach ein Lamm. ... Sage darum nicht: Ich bin ein Gotteslästerer, ich bin ein Verfolger, ich bin ein Unreiner ... Komme mir mit keiner Entschuldigung, schütze nicht deine Schwäche, nicht deine Unwissenheit vor! Hast du gesündigt; bühne; hast du tausendmal gesündigt; bühne tausendmal! O verzweifeln nicht! Traue nicht dem Satan, wenn er sein Schwert weht und zu dir spricht: Du hast deine ganze Jugend in Sünden zugebracht, dein ganzes Leben ist verloren; du lebstest ja nur in den Schauspielhäusern, in Gesellschaft lustiger Kameraden, in den Wohnungen der Unreinheit. Du hast geraubt und geplündert, den Meineid geschworen, der Habsucht, der Gotteslästerung gedient. Wie solltest du noch Hoffnung auf Rettung haben? ... O Herz, traue doch diesen Worten nicht! ... Höre vielmehr meine Worte: Du bist zwar gefallen, aber du wirst auch wieder aufstehen können; du bist zwar in den Abgrund gestürzt, aber du kannst noch gerettet werden. Mache nur den Anfang zu deiner Bekehrung, erwecke Reue, vergieße eine Träne, blicke in dein Gewissen, betrachte dich selbst! So lange du lebst, solange du atmest, ja selbst auf dem Sterbebette noch, noch mehr, selbst im letzten Augenblicke — verzweifeln nicht; tue Buße! Was ist deine Sünde gegen die Barmherzigkeit Gottes? Ein Staubkörnlein, das der Wind verweht! Doch dies sage ich nicht, mein Teurer, daß du faumfelig und träge seist in den Sachen des Heiles, sondern damit ich dich erfülle mit einem kindlichen Vertrauen auf die Gnade und Erbarmungen des Herrn. Verzweifeln niemals an dir selbst! Hoffe auf den Herrn! Verzweifeln nur an dem, der an sich selbst verzweifelt, der seinen Fuß nicht von der Sünde abwenden will, der seinen Gott und dessen Gebote verachtet und nie daran denkt, daß er sterben werde!“

Derselbe Heilige sagt ein andermal: „Betrachte einmal einen Feuerfünken, der ins Meer fällt! Wird er nicht sogleich verschwinden? Was ein Funke im Vergleich zum Meere ist, das ist Gottes Güte und Milde im Vergleich zur Bosheit des Menschen; ja noch mehr: das Meer hat seine Grenzen, grenzenlos aber ist Gottes Erbarmen. Wie, und du wolltest verzweifeln?“

Der hl. Augustin, der eine sündige Jugend zu beweinen hatte, der aber keinen Augenblick an des Herrn Barmherzigkeit zweifelte, der in Hoffen und Treue seinem Gott diente und so ein großer Heiliger wurde, schreibt: „Niemand verzweifeln! Der Verräter Judas ging nicht so fast durch sein Verbrechen zugrunde, als vielmehr dadurch, daß er an der Verzeihung verzweifelte.“

„Wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott!“ (Goethe.)

Der Mensch, der sich der Verzweiflung hingibt, tötet Gott in sich, er bindet dem Allmächtigen gleichsam die Arme! Das Gegenteil ist aber auch wahr: Wo die Hoffnung ist, da lebt Gott, auch wenn die Seele gestorben. Da lebt Gott nicht nur, da wirkt er bei Toten das Wunder der Totenerweckung; bei Lebenden aber fördert er das Leben, daß es blüht und reift zum ewigen Leben!

Kriegsgetraut

Von Hanns Königshten, zurzeit im ...

Und es rief der König. An allen Mauern und Säulen ließen die Fettel rot und gelb. Davor drängte sich Pöbel an Pöbel, das Volk und die Kunde wälzte sich taumelnd die Straße fort, ballte die Menschen zu Haufen, und lärmend zog der Klumpen davon, Sieg auf der Junge, Sieg im Auge, und die Freude glänzte bis spät nachts aus den gelbblumenden Fenstern der Schaustafel.

Begeistert nahm man im Vaterlande den Krieg auf, doch voll; auch Ernst nahm sich in eines Jeden Lagen, Gram durchdrachte manch Gesicht und schlich sich an den hohen Häusern entlang und auf engen Feldwegen durch erntefrohe Fluren.

Deutschland war im Krieg. In goldig-sommerlicher Zeit war das Untier Krieg mit jedem Satz zwischen Wein lesende Frauen und Korn mähende Männer gebrungen.

An das alles dachte Heinz Rebborn, so gerade an jenem Samstag-Zul-Abend, wo er sich mit den anderen auf die Felsenklippen gerückt und weit nach vorn über hunderte Köpfe hinweg gebückt hatte, auf das kaltheiße Blatt mit den schrecklich schwarzen, den Buchstaben: Krieg. Ein weißes Leintuch hatte ihn die riesige Plakette geschnitten,

ein weißes Pulver mit schwarzem Geruch, die sich zu einem Kreuz formten.

Warum er gerade jetzt daran denken mußte? Groß des Carnes, grau in Wetter und Wind, es sich empor, nur wenige Schritte von ihm, da, wo einst der Waldweg von sommerlichem Laub überhangen sich gewirrt hatte. Heute sah man nichts mehr von Weg, all das, was an Menschen und Ordnung erinnert hatte, war erschunden und hatte einem toten Wirtswart von gefällten Bäumen, ausgewählter Erde, sich kreuzenden unterirdischen Gängen Platz gemacht, nur das alte Kreuz mit dem schiefen Säulenschaft ragte wildwüchsig in das freie Treiben da unten in Gestrüpp und Waldlichtung.

Heinz sah das Kreuz und hätte es noch länger betrachtet, aber da naht sich der Unteroffizier Wilde und macht ihn auf ein dumpfes Geräusch aufmerksam, das hohl, wie aus weiter Ferne, zu ihnen heraufdrang.

„Sind wieder am Minieren, die Franzosen?“, sagte Unteroffizier Wilde, und beide lauschten angestrengt in die Tiefe.

Es ist doch ein schreckliches Gefühl, jeden Augenblick in die Luft fliegen zu können, meinte Leutnant Heinz. Dann schwiegen sie, und unbewußt suchten beider Augen das Kreuz, ohne eins dem anderen von seinen geheimsten Gedanken zu sprechen. Bums — und sie dachten gerade vielleicht an die Heimat, an Muthers grüneiden überzogenen Sessel, wo es sich nach Tisch so weich und leis drin schaukelte, bis man dann einschlummerte — bums — da kam die Granate und plätschte ganz in ihrer Nähe und schlug einigen Kameraden auf einmal das hoffnungs- volle Leben entzwei, mit einem furchtbar rohen nervigen Schlag.

Das erlebten sie so alle Tage, heute war's still, ganz merkwürdig still droben im Wald, wo nun die Vögel zwitscherten wie dadrin im deutschen Wald.

„Und du willst morgen fort?“ fragte da plötzlich Wilde, denn sie sagten immer „du“ zueinander, waren ja Schulkameraden gewesen daheim, ja, bis zuletzt alle Semester durch. Der höhere militärische Grad des Einen änderte nichts an der alten Freundschaft, vielmehr sorgte Heinz nun noch mehr für Wilde, und erntete dafür überreichen Dank.

„Ja, ich will fort“, sagte Heinz, und ein glückliches Lächeln trat in seine Züge: „doch nicht erst morgen, heute Abend darf ich schon, sobald die Kompanie in Reserve rückt.“ Und dann stritten sie miteinander über das Thema: „Kriegstraumung“.

Wie oft mochten sie das nun schon getan haben. Kamerad Leutnant Knappe glaubte und behauptete, wohl zwanzigmal an jedem Tage sprächen die beiden über Kriegstraumung. Wie das nur kam? Heinz hatte eben wirklich zu Weihnachten heiraten wollen, und da war, wie sein Bräutigam, Professor Braubach's Vette, gesagt, nur der dumme Krieg dazwischen gekommen. Und nun wollten sie sich doch ihr Glück schmecken, mitten im Krieg, dem Krieg zum Trotz, ihres Glückes wegen. Aber das verstand Wilde niemals, „ihres Glückes wegen“, das nannte er immer Betrübnis, ja einmal schrieb er an Braubach's Vette, die er ja so gut wie Heinz kannte, waren sie doch Nachbarkinder, es sei eine Unverfrorenheit, an so etwas im Weltkrieg zu denken. Seit jenem Brief war Vette recht schlecht auf Wilde zu sprechen, doch der ließ nicht ab von seiner Meinung.

Draufend und stampfend raste der D-Bug in die Bahnhofshalle von Reh, und mit gewaltigem Lärm und vielem Gepolter blieb er plötzlich stehen und wie aus den erleuchteten Kammern viel feldgraue Soldaten und ein winziges Häuflein Zivilisten. Einer von allen, ein starrer Infanterie-Leutnant, hastete dem Ausgang zu, wo er einem schmutzigen Feldsoldaten kräftig die Hand drückte. Der aber stand da, starr, unbetäubt, einen Blumenstrauß in der Hand.

„Und ich gratuliere dem Herrn Leutnant zu seiner Vermählung.“ Es war ein merkwürdiges Bild, diese beiden am Regier Bahnhof inmitten all der hin und her eilenden Menschen.

Dann gingen auch sie die wenigen Schritte zum harrenden Wagen, der sie bald fortführte, durch die Stadt erst, durch Dörfer und an Feldern vorbei, über die Grenze schließlich, durchs Moseltal, bis zu jenen Höhen, in deren Wäldern Tag für Tag die blutigen Kämpfe sich abspielten. Viel Neues hatte der Bursche seinem Leutnant zu erzählen, viel von verwegnem Kampf, und das Schlimmste war die Nachricht, daß morgen das Bataillon stürmen müsse. Hat Heinz gebohrt im Innern — der Bursche sah es nicht, der junge Offizier da neben ihm sah glückselig drein, in eine sonnenhelle Zukunft.

Nachts noch kamen sie in die Stellung, und unter all den Glanzwünschen seiner Kameraden mußte Heinz noch Vorbereitungen für den Sturm treffen. Dann ging's los — erst der furchtbare Schlag da vorne, just unter dem französischen Graben; die Erde sprang in Klumpen in die Höhe, Bäume spellten und sanken, die Kompanie sprang aus den Gräben, rannte dem gesprengten französischen Schützengraben zu, wart auf die letzten sich wehrenden Franzosen Handgranaten und trieb den Rest in eine Ecke des eroberten Grabens — sie waren gefangen. Der Graben war in den Händen der Deutschen; nur wenige waren gefallen; aber jetzt setzte ein mörderisches Hageln französischer Artillerie ein, so furchtbar, wie die abgehärteten Kerls es noch nie gehört hatten — und da war es, daß plötzlich auch Heinz Nebhorn aufschrie, einen schrecklichen Schmerz verspürte und mit einem Ruck hinsank in den zerstörten Graben, zwischen verwundeten und toten Franzosen. Die herbeieilenden Soldaten hielten ihn für tot. Nur einer wollte noch etwas vernommen haben, einen Laut, der so ähnlich klang wie — Vette!

Mit vielen seiner Kameraden trugen sie ihn in einer Zeltbahn hinab, den schmalen Waldpfad hinunter, in das arg zerschossene französische Nest. Und da kam die Überraschung und die Freude — Heinz Nebhorn lebte noch, zwar schwer verwundet, in der rechten Brustseite.

Wochen sind vergangen. Der Verwundetenzug hat die Schwerkverletzten längst über die Grenze ins Vaterland geführt, in freundliche, helle Säle, wo sie unter weichen Händen und sorgfältiger Pflege den finsternen Wald vergessen und dem neuen deutschen Frühling entgegenhocken. Auch Heinz Nebhorn war dabei, und nach abermals viel Wochen und Tagen durfte er nach Hause zu seiner Vette und in sein neues Nest, in einer kleinen Residenz. Da heilte gar bald, was an der vollständigen Gesundheit noch fehlte.

Ins Feld brauchte Heinz nicht mehr; denn dazu ist er nicht mehr stark genug. Wenn's ihm auch schwer fällt, so untätig in der großen Zeit zu Hause zu sitzen, er muß dies Opfer bringen. Er hatte ja dem Vaterlande seinen Tribut gezollt. An der Seite Vettes wird es ihm leicht, seinen kriegerischen Beschäftigungsdrang einzubämmen.

Die beiden im Schützengraben

Von Hanns Wiersbit.

Die beiden niedlichen Bäckische im ersten Rang des Opernhauses können ihre Blicke nicht von dem jungen Feldgrauen lassen, der todeträurig vor sich hinstarrt, indes Wagners Nibelungen über die Bühne rauschen. Ob ihm ein lieber Freund gefallen ist, ob ihn die Schrecken des Schlachtfeldes noch nicht zur Ruhe kommen lassen oder ob er gar große Schmerzen empfindet? Vetti und Trude können es nicht abwarten, bis die große Pause kommt. Da werden Papa tüchtig Zigarren abgebetzelt, den jungen Krieger zu erfreuen....

Erstaunt und durchaus nicht unangenehm berührt schaut der auf, als die niedliche Blonde mit den Schreden am Ohr und die schlanke Brünnette mit den flatternden Haarbändern und Zöpfen ihn ansprechen, und es leuchtet auf in den müden Augen, da der Duft der Havannas seine Nase umschmeichelt. Freundlich antwortet er auf die Fragen der kleinen Blaubermaulchen. „Schmerzen? O, woher denn? Das biffel Brennen, das die Wunden so an sich haben, ist schon ausgehalten. Und lang dauern's nimmer, da will i wieder raus zu den Kameraden!“ „Keine Schmerzen. Aber so traurig haben Sie ausgesehen. Wo fehlt es denn?“ Verlegen lacht der Ausgefragte. „O, da seit i nir'n. (Wörtlich: „Da fehlt sich nichts“, oft gebrauchte Münchener Redensart für „gar nichts“, „nichts“.) Blos scho.... So gar arg langweilig isch's.... und so an Schlaf hab i....“ „Schlaf hier in den Nibelungen?“ Wie auf ein Wunder sehen die jungen Dinger auf den Verwundeten. „I hoach halt Unglück. Janner, wenn Karten kommen und ausgekost wird, treffst mi.... Im Lazarett is es jetzt schon still und die Kameraden schlafen. Blos i muß aussitzen un des damisch dumme Zeug anhören....“ „Ja, aber warum sind Sie denn nicht längst fortgegangen, wenn es Ihnen so langweilig vorkommt?“ „Weil i's verpaßt hab.... Janner hoach i denk, es wird aus sein un i kunn gehen; aber des hoat so lohn End net mit dem Gebudel und Gefings. Und i hab mi net raustraunt, so lang's so dunkel ist. Wie i gesehn hab, des es scho nein Uhr ist, is mers ganz schwer ums Herz gewoarn. Von da an darf i nimmer allin über d' Straßen.... Jetzt muß i bersitzen wie an Debb den ganzen Abend un bahl i einschloaf, schimpft der Feldweibel, der uns herbroacht hat. Wenn i nur wieder furt war im Schützengraben, da darf mer schloafen, wenn die Franzosen net grad was vorhahn un do giebt's so schwerq Studi net....“

Blick' auf; Schau' auf

1. Dämpfe Dein Lachen, auch im Theater und Kino / Denke ein Deutscher fällt jetzt irgendwo / Ein junges blühendes Leben wird starr' und kalt / Fern in Ostens Feld und beim Argonnenwald.
2. Sonstwo, Sonstwo zu jeder Stunde / Blutet auf fremdem Boden die heiße Wunde / Deutsche Worte fällt irgend ein starker Mund / Teu'res Blut versichert im Verbunnen Grund.
3. Kanonenschlände sprühen ein Feuermeer / Deutsche Soldaten erwerben neue Ehr' / Drum heil'ge jede Stunde dieser Zeit / Denn jede Minute bringt Wund' und Leid.
4. Blick' auf, Blick' auf zum Priesterkreuz auf St. Petri Thron / Im Vatikan des ew'gen Rom / Der steht zu dem Schöpfer des Sternengezelt / Daß Frieden geschenkt der in Waffen starrenden Welt.
5. Schau auf, Schau auf zum Deutschen Kaiser, zum Kaiser Franz / An des tapferen Bulgaren Jar und des Sultans Siegeskranz / Die sich treu vereint in schwerer Zeit / Sich zu befreien von des Briten Dienstbarkeit.
6. Drum gehe zur Kirche und bete ein Vaterunser Du / Für aller Brüder Sterben und Grabesruh' / Denn jeder, der in Ost, Südost und West verblieb' / Denke, o denke, daß er nur starb für Dich.
7. Ehre die in Schützengräben, die Leiden, dulden, ertragen / Durch in der Heimat ernstes und würdiges Betragen / Daß Gott schütz die deutschen Saaten / Sieg verleihe den deutschen Soldaten.
8. Wenn der Heimat Siegesglocken läuten / So berauscht' Dich nicht zu sehr in Freuden / Sondern sprich ein still' Gebet / Das den deutschen Brüdern Sieg und Fried' erstelt.

Vor Verbun.

Erst. Ref. Joh. Bremer.

Sendet Euren im Felde stehenden Angehörigen die Rheinische Volkszeitung mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ ins Feld! Das ist die schönste, billigste und inhaltreichste Liebesgabe für unsere Soldaten!

Die Geschäftsstelle nimmt Abonnements zum Preise von 75 Pfg. pro Monat für alle, zum Preise von 25 Pfg. für die Freitagsnummer mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ entgegen.